

Michael Lindenthal

## Karl Marx: „Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis“ – ein Kommentar

Der vorliegende Aufsatz soll zur Klärung des Fetischbegriffs im *Kapital* beitragen und seinen gesellschaftstheoretischen Gehalt deutlich machen. Den Anlass dafür bietet das Buch von Grigat (2007), das aus Sicht eines Vertreters der „Wertkritik“ die Rezeptionsgeschichte der Fetischanalyse behandelt und erkennen lässt, dass diese in vielen Einzelheiten immer wieder unterschiedlich interpretiert worden ist. Dargestellt wird zuerst der von Grigat vernachlässigte Grund des Fetischcharakters der Warenwelt: der besondere gesellschaftliche Charakter der Arbeit, die Waren produziert. Darauf aufbauend wird der Fetischcharakter im Anschluss an Bader, Berger, Ganßmann und Knesebeck (1987) als eine „Verkehrung von Subjekt und Objekt“ bestimmt, als „Verdinglichung“ gesellschaftlicher Verhältnisse und Verselbständigung der Verhältnisse gegenüber den Individuen. Im zweiten Abschnitt wird anhand von Ware, Geld und Revenueformen untersucht, worin der trügerische Schein verdinglichter Verhältnisse besteht, der den gesellschaftlichen Lebensprozess undurchsichtig macht, und im dritten Abschnitt werden die Unterscheidungen erläutert, die der vorgelegten Interpretation zugrunde liegen. In diesen beiden Abschnitten kommt auch der Fetischismus als subjektives Bewusstseinsphänomen zur Sprache – Leitmotiv der Darstellung ist dabei die Unterminierung objektivistischer und deterministischer Bewusstseinsanalysen.

### **Der Fetischcharakter der Warenwelt: Verdinglichung und Verselbständigung**

Der Abschnitt über den Fetischcharakter der Ware im *Kapital* (MEW 23, S. 85–98) beginnt mit der Feststellung, dass die Produkte der Arbeit, sobald sie als Waren auftreten, zu „sinnlich-übersinnlichen“ Dingen werden. Das „Übersinnliche“ an den Waren ist ihre Wertgegenständlichkeit – sie wird zwar ausgedrückt im Preiszettel, ist aber an der Ware selbst nicht sichtbar. In ihrer sinnlich konkreten Gestalt als Gebrauchsgegenstände sind die Waren qualitativ voneinander verschieden und inkommensurabel; als Wertgegenstände sind sie nur quantitativ unterschieden, nämlich mehr oder weniger wert, also qualitativ einander gleich. Die quantitative Vergleichbarkeit der

verschiedenartigen Arbeitsprodukte, die alle direkt mit Geld und indirekt untereinander in bestimmten, regelmäßigen Proportionen austauschbar sind, ist für Marx in ihrer gemeinsamen Eigenschaft als vergegenständlichte menschliche Arbeit begründet (MEW 23, S. 51f).

Dass die Arbeitsprodukte „eine von ihrer sinnlich verschiedenen Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte, gesellschaftlich gleiche Wertgegenständlichkeit“ erhalten (ebd., S. 87), liegt daran, dass sie innerhalb eines naturwüchsigen, d.h. ungeplanten Systems der gesellschaftlichen Arbeitsteilung als Privateigentum produziert werden. Die Erklärung für den Wert der Arbeitsprodukte liegt in den Produktionsverhältnissen und Reproduktionsnotwendigkeiten einer Gesellschaft, in der sich unabhängige Privatproduzenten gegenüberstehen. Darin ist eingeschlossen, dass die Arbeiten, die diese Produkte erzeugen, einen doppelten gesellschaftlichen Charakter erhalten: „Sie müssen einerseits als bestimmte nützliche Arbeiten ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen und sich so als Glieder der Gesamtarbeit, des naturwüchsigen Systems der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit, bewähren. Sie befriedigen andererseits nur die mannigfachen Bedürfnisse ihrer eignen Produzenten, sofern jede besondere nützliche Privatarbeit mit jeder anderen nützlichen Art Privatarbeit austauschbar ist, also ihr gleichgilt. Die Gleichheit *toto coelo* [völlig] verschiedner Arbeiten kann nur in einer Abstraktion von ihrer wirklichen Ungleichheit bestehen, in der Reduktion auf den gemeinsamen Charakter, den sie als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, abstrakt menschliche Arbeit besitzen“ (MEW 23, S. 87f). Dies ist der Doppelcharakter der Arbeit, die Waren produziert, ihre doppelte gesellschaftliche Bestimmung als konkret nützliche Arbeit, die Gebrauchswert für andere hervorbringt, und abstrakt allgemeine Arbeit, die Wert schöpft. Dem Doppelcharakter der Arbeit entspricht die Bestimmung des Arbeitsprodukts als Gebrauchswert und Wert, als nützliches Ding, das abstrakt menschliche Arbeit vergegenständlicht und durch seinen Tauschwert dem Eigentümer die Produkte fremder Arbeit verfügbar macht. Aufgrund der Verallgemeinerung des Warenaustauschs und damit der Produktion für den Austausch müssen die Arbeiten einerseits gesellschaftlich nützliche Arbeiten sein und als solche qualitativ voneinander verschieden und andererseits einander gleich gelten und untereinander austauschbar sein, in diesem Sinn also qualitativ nicht unterschieden – sie müssen den Zugriff auf den Reichtum der Gesellschaft insgesamt ermöglichen.

Die Gesellschaft, die auf Warenproduktion beruht, ist gekennzeichnet durch „Einseitigkeit der Tätigkeit“ und „Vielseitigkeit der Bedürfnisse“ (vgl.

MEW 23, S. 120). Die Gegenstände der Bedürfnisse unterliegen dem exklusiven Verfügungsrecht privater Eigentümer, so dass jeder am Warenaustausch teilnehmen muss, um produzieren und konsumieren zu können. Bei entwickeltem Warenaustausch sind die Produktionseinheiten allseitig aufeinander angewiesen; eine Produktionseinheit kann sich deshalb nur reproduzieren, wenn die Veräußerung ihres besonderen Produkts ihr die Aneignung beliebiger anderer Produkte ermöglicht. Das besondere Produkt jeder Produktionseinheit erfüllt erst dann seinen ökonomischen Zweck, wenn es sich in die reale Möglichkeit umsetzt, allgemein auf den warenförmigen gesellschaftlichen Reichtum zuzugreifen – wenn es in ein allgemeines Äquivalent resultiert, sich also zu Geld machen lässt. Das Geld ist das soziale Band, das den Einzelnen mit dem System der gesellschaftlichen Arbeit verknüpft; es verleiht dem, der über es verfügt, die nur der Quantität nach begrenzte Macht über alle besonderen Qualitäten. Im Austausch der besonderen Waren mit dem Geld, der „allgemeinen Ware“, werden die Arbeiten als gesellschaftliche Arbeit anerkannt. Ob die angewandte Arbeit sich als gesellschaftliche Arbeit bewährt, die Zugriff auf den Reichtum der Gesellschaft ermöglicht, zeigt sich also erst im Nachhinein, wenn die Produkte verkauft werden. Misslingt der Verkauf, war die Arbeit umsonst. Die Arbeit, die Waren produziert, ist unmittelbar nicht gesellschaftliche, sondern private Arbeit, ausgeübt auf eigene Rechnung, um den vermuteten gesellschaftlichen Bedarf auszunutzen – erst im Nachhinein wird sie als Teil der Gesamtarbeit anerkannt, wenn ihr Produkt auf eine zahlungsfähige Nachfrage trifft. Erst der Verkauf beweist, dass die Arbeit gesellschaftlich notwendig gewesen ist, denn als notwendig zählt hier, was bezahlt wird; die Bedürfnisse der Gesellschaftsmitglieder kommen nur als zahlungsfähige zum Zuge. Dabei machen sich allgemeine Anforderungen gesellschaftlicher Produktion in einer besonderen Form geltend. Für alle Produktionsweisen gilt, „daß die den verschiedenen Bedürfnismassen entsprechenden Massen von Produkten verschiedene und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit erheischen. Daß diese Notwendigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen durchaus nicht durch die *bestimmte Form* der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben, sondern nur ihre *Erscheinungsweise* ändern kann, ist self-evident. [...] Und die Form, worin sich diese proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als *Privataustausch* der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist eben der *Tauschwert* dieser Produkte“ (MEW 32, S. 552f).

Waren sind Produkte von Privatarbeiten, die unabhängig voneinander betrieben werden und zugleich aufeinander angewiesen sind. Die Privatarbeiten sind Glieder eines naturwüchsigen Systems der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit, betätigen sich aber erst durch die Beziehungen der Arbeitsprodukte im Austausch als Teile der gesellschaftlichen Gesamtarbeit. Daher treten die gesellschaftlichen Charaktere der Arbeiten erst im Austausch in Erscheinung – in der Form von gesellschaftlichen Eigenschaften der Arbeitsprodukte. Die gesellschaftlichen Bestimmungen der Arbeit, die der privaten Warenproduktion unterworfen ist, nehmen die Form des Werts der Arbeitsprodukte an. In dieser Form kommt die Einheit der gesellschaftlichen Gesamtarbeit zum Ausdruck. „Die Gleichheit der menschlichen Arbeiten erhält die sachliche Form der gleichen Wertgegenständlichkeit der Arbeitsprodukte, das Maß der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft durch ihre Zeitdauer erhält die Form der Wertgröße der Arbeitsprodukte, endlich die Verhältnisse der Produzenten, worin jene gesellschaftlichen Bestimmungen ihrer Arbeiten betätigt werden, erhalten die Form eines gesellschaftlichen Verhältnisses der Arbeitsprodukte. Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natur-eigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen“ (MEW 23, S. 86). Im Wert erscheint die Gesellschaftlichkeit der Arbeit als Charakter der Sachen. Die gleiche Geltung der Arbeiten, die ihre gesellschaftliche Form als abstrakt allgemeine Arbeit erhalten, erscheint im gemeinsamen Wertcharakter der Arbeitsprodukte. Das Maß der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft durch ihre Zeitdauer drückt sich dergestalt in der Wertgröße der Arbeitsprodukte (in ihrer Erscheinungsform als Preis oder Tauschwert) aus, dass eine gegebene Menge von Gebrauchswerten mit steigender Produktivkraft der Arbeit billiger, mit sinkender teurer wird.<sup>1</sup> „Der Wert der Waren erscheint [...] in dem Einfluss der wechselnden Produktivkraft der Arbeit auf Sinken und Steigen der Produktionspreise, auf ihre Bewegung, nicht auf ihre letzten Grenzen“ (MEW 25, S. 837). Die Produktionspreise (bestimmt als durchschnittliche

---

<sup>1</sup> Die Wertgröße der Waren hängt ab von der zu ihrer Reproduktion im gesellschaftlichen Durchschnitt notwendigen Arbeitszeit. Dem liegt das Streben nach Extraprofit zugrunde und das Bemühen der weniger produktiven Konkurrenten, zum Marktführer aufzuschließen. Die Konkurrenten setzen sich gegenseitig unter Druck, die Waren unter denselben günstigen Verhältnissen herzustellen. Um den durch Produktivitätssteigerung erhöhten Output abzusetzen, werden die Preise gesenkt.

Kostenpreise plus Durchschnittsprofit) sind das „Gravitationszentrum“, um das die Marktpreise schwanken, je nach Stand von Nachfrage und Zufuhr. Das Verhältnis der Produktionseinheiten zur Gesamtarbeit und damit die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeitszeit auf die einzelnen Arbeitsfunktionen erscheint in den Austauschverhältnissen der Waren, den wechselnden Proportionen, in denen die Waren einander gleichwertig und miteinander austauschbar sind.

Diejenige Eigenschaft, auf die sich das praktische Interesse der Warenbesitzer richtet, ist die Wertgröße der Waren, sei es als Tauschwert (Austauschverhältnis) oder in der Geldform als Preis. „In der Tat befestigt sich der Wertcharakter der Arbeitsprodukte erst durch ihre Betätigung als Wertgrößen. Die letzteren wechseln beständig, unabhängig vom Willen, Vorwissen und Tun der Austauschenden. Ihre eigene gesellschaftliche Bewegung besitzt für sie die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren. Es bedarf vollständig entwickelter Warenproduktion, bevor aus der Erfahrung selbst die wissenschaftliche Einsicht herauswächst, daß die unabhängig voneinander betriebnen, aber als naturwüchsige Glieder der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit allseitig voneinander abhängigen Privatarbeiten fortwährend auf ihr gesellschaftlich proportionelles Maß reduziert werden, weil sich in den zufälligen und stets schwankenden Austauschverhältnissen ihrer Produkte die zu deren Produktion gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit als regelndes Naturgesetz gewaltsam durchsetzt, wie etwa das Gesetz der Schwere, wenn einem das Haus über dem Kopf zusammenpurzelt“ (MEW 23, S. 89; vgl. MEW 25, S. 887). Die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, die sich mit dem Fortschritt der Produktivkräfte vom Naturzwang emanzipiert haben, sind einer von ihnen selbst erzeugten Bewegung von Sachen unterworfen, deren Gesetzmäßigkeit ihnen die Bedingungen ihres wirtschaftlichen Handelns setzt. Ihre eigene Gesellschaftlichkeit tritt ihnen als „Naturmacht“ gegenüber.

### **Zur Definition des Fetischcharakters**

An dieser Stelle sind alle Elemente beisammen, um anzugeben, worin der Fetischcharakter der Warenwelt besteht. Marx erläutert ihn mit Hilfe einer Analogie: „Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt. Um daher eine Analogie zu finden, müssen wir in die Nebelregion der religiösen Welt flüchten. Hier scheinen die Produkte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte, untereinander und mit den

Menschen in Verhältnis stehende selbständige Gestalten. So in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und der daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist. Dieser Fetischcharakter der Warenwelt entspringt [...] aus dem eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit, welche Waren produziert“ (MEW 23, S. 86f). Der Waren produzierenden Menschheit erscheinen ihre Produkte als „selbständige Gestalten“, die mit „eigem Leben“ begabt sind und untereinander in Verhältnis stehen.<sup>2</sup> Dieses Phänomen entspringt dem besonderen Charakter der Arbeit als Privatarbeit, deren gesellschaftlicher Zusammenhang sich über den Markt herstellt. Die Gesellschaftlichkeit der Produktion – d.h. ihre Anerkennung als notwendig für ein gesellschaftliches Bedürfnis, der Anspruch auf Teilhabe am Reichtum der Gesellschaft, den sie begründet – ist in den Austausch der Produkte verlagert, findet ihre Bestätigung erst im Verhältnis der Sachen. Weil in der Warenproduktion Sachen (Waren, Eigentumsobjekte) den Zusammenhang der voneinander abhängigen, aber gegeneinander verselbständigten Arbeiten vermitteln, erscheinen die gesellschaftlichen Charaktere der Arbeiten im Austausch als gesellschaftliche Eigenschaften der Sachen. Die Sachen werden zu Trägern sozialer Verhältnisse und erwerben dadurch ihren Wertcharakter, durch den sie untereinander in Verhältnis stehen. Den Menschen werden die gesellschaftlichen Bestimmungen ihrer Arbeit als gesellschaftliche „Natureigenschaften“ der Arbeitsprodukte widergespiegelt, als objektive Eigenschaften der Dinge in ihren Austauschverhältnissen.<sup>3</sup> Diese „Verdinglichung“ ist ein wesentliches Moment des Fetischcharakters der Warenwelt.

Die Analogie zum religiösen Fetischismus ist freilich nicht perfekt: Das „eigene Leben“ und die Macht der religiösen Fetsche sind bloß eingebildet; sie existieren nur in der Vorstellung der Gläubigen. Die Wirkungen des Fetischdienstes sind psychologischer Natur und beruhen auf Illusionen und Selbsttäuschung. Der Wert ist dagegen keine bloße Vorstellung. Indem die

---

<sup>2</sup> Dies zeigt sich in der Umgangssprache: „Werden Warenproduktion und Warentausch gesamtgesellschaftlich betrieben, so gehen mehr und mehr menschliche Arbeitsfunktionen auf die Dinge über: sie stehen in bestimmten Wertverhältnissen zueinander, ‘verkaufen sich’, ‘tauschen sich aus’, ‘gehen gut oder schlecht’, ‘steigen im Wert’, ‘das Geld arbeitet’ und ‘organisiert’ die Tauschprozesse“ (Erckenbrecht, 1976, S. 82). Gemeint sind vor allem Preisbewegungen.

<sup>3</sup> Die reelle Möglichkeit, eine Ware gegen ein jeweils bestimmtes Quantum anderer Ware auszutauschen, erscheint umgangssprachlich in der Form: sie „hat“ Wert, sie „ist“ so und so viel wert. Der Wert einer Ware mißt ihre Attraktionskraft auf die übrige Warenwelt (MEW 23, S. 147).

Menschen sich zu den Produkten als Waren verhalten und ihre materielle Reproduktion dadurch vermittelt wird, erwerben die Dinge tatsächlich, objektiv, gesellschaftliche Eigenschaften – die Waren ihre Verkäuflichkeit, das Geld seine Funktion als Wertmaß und seine Kaufkraft. Im Unterschied zum Fetisch verschafft das Geld dem, der es hat, tatsächlich Macht: Wer über Geld verfügt, kann andere für sich arbeiten lassen. Die gesellschaftlichen Eigenschaften von Waren und Geld sind also, anders als Grigat (2007, S. 52f) meint, der hier Ähnlichkeiten sieht, in einem ganz anderen Sinne real als die Eigenschaften, die den archaischen Fetischen zugeschrieben wurden.<sup>4</sup>

Einen weiteren Aspekt lässt die Analogie jedoch deutlich werden: Für die Gläubigen treten die göttlichen Wesen den Menschen als selbständige Gestalten gegenüber. Analog dazu haben sich in der ökonomischen Praxis die menschlichen Schöpfungen gegenüber den Menschen verselbständigt, allerdings nicht in der Vorstellung, sondern tatsächlich. Die unbeabsichtigte Folge des wirtschaftlichen Handelns ist eine vom Willen der Handelnden unabhängige „Bewegung von Sachen“, der die Individuen sich anpassen, wenn sie den „Marktsignalen“ folgen. Auch dies ist eine Konsequenz des besonderen gesellschaftlichen Charakters der Waren produzierenden Arbeit. Der gesellschaftliche Zusammenhang der Produktion wird im Nachhinein über den Markt hergestellt, ist also nicht im Vorhinein durch gesellschaftliche Verhältnisse der Produzenten vermittelt wie in anderen Produktionsweisen. Die Ver-

---

<sup>4</sup> Die Analogie ist auch nicht wörtlich zu nehmen. Religiöse Fetische sind heilige Objekte und werden verehrt; das trifft auf Waren, Geld und Kapital nicht zu. Grigat (2007) ist jedoch anderer Meinung, denn er schreibt: „Wert und Geld [werden] in der kapitalistischen Gesellschaft als Darstellungsformen des abstrakten Reichtums angebetet“ (S. 53). Freilich belegt er diese steile These nicht. Die behauptete „Anbetung“ sei dem Umstand geschuldet, dass die Menschen den abstrakten Reichtum nicht begriffen haben. Mit solchen Äußerungen hat man die Kritik der politischen Ökonomie verlassen und ist bei der Kulturkritik gelandet. Dort tummelt sich auch mancher Pfarrer, der die Anbetung des „Götzen Mammon“ anprangert. Grigat gelangt zur Kulturkritik, weil er den Grund des Fetischcharakters der Warenwelt beiseite lässt: die besondere gesellschaftliche Form der Arbeit, die Waren produziert. Dementsprechend ist auch sein Wertbegriff nicht dazu gedacht, einen ökonomischen Sachverhalt, den Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit, zu erklären. Ihm genügt es, den Wert als „Fetisch“ anzuprangern (S. 52) und seine „Allmacht“ zu beklagen (S. 54). Er existiere nur in den Vorstellungen der Menschen, werde aber real, weil die Menschen dieser Vorstellung gemäß handeln (S. 52f). Die „im Warenfetischismus befangenen Subjekte“ (S. 53) hielten die „Logik des Werts“ für naturgegeben (S. 51). Grigat vernachlässigt die sachliche Vermittlung des gesellschaftlichen Zusammenhangs der Produktionseinheiten und lässt zudem im Dunkeln, was den Warenbesitzern bewusst und was unbeabsichtigte Konsequenz ihres Handelns ist. Seine auf Bewusstseinskritik erpichte Lesart verpasst die gesellschaftstheoretische Pointe des *Kapital*.

gesellschaftung der Privatarbeiten stellt sich über das Marktverhalten der Arbeitsprodukte her, das vom Willen der Eigentümer unabhängig ist. Die Folge dieser eigentümlichen Art der gesellschaftlichen Synthesis ist die Verselbständigung des gesellschaftlichen Zusammenhangs gegenüber den Individuen in Form von Preisbewegungen, Konjunktur und Krise. Aufgrund dieser Verselbständigung kann der Markt, der nichts anderes ist als das wechselseitige Verhalten der Menschen zueinander als Warenbesitzer, wie ein fremdes Subjekt aufgefasst werden („Der Markt fordert...“). In der bürgerlichen Gesellschaft treiben Pseudosubjekte wie „die Märkte“ und „die Konjunktur“ als „selbständige Gestalten“ ihr Unwesen. Der gesellschaftliche Gesamtzusammenhang wird durch Waren, Geld und Kapital auf eine Weise vermittelt, deren Wirkungen wie unkontrollierbare „Naturgesetze“ in das Leben der Menschen eingreifen und über ihr Wohl und Wehe entscheiden (Marxhausen, 1999).

Die bürgerliche Gesellschaft ist daher nicht so aufgeklärt und auf Vernunft gegründet, wie ihre Mitglieder glauben. Sie ist es deshalb nicht, weil in ihr der Produktionsprozess den Menschen nicht durchsichtig ist und seinen eigenen Gesetzen folgt, statt von ihnen vernünftig geplant und kontrolliert zu werden – weil sie ihren „Stoffwechsel mit der Natur“ und ihre eigenen Beziehungen als Produzenten nicht rationell und gemeinschaftlich regeln. Deshalb begreifen sie ihre eigenen Verhältnisse nicht, die Art und Weise, wie der Reichtum der Gesellschaft produziert wird. Das ist der polemische Sinn der Analogie zum religiösen Fetischismus. „Die Gestalt des gesellschaftlichen Lebensprozesses, d.h. des materiellen Produktionsprozesses, streift nur ihren mystischen Nebelschleier ab, sobald sie als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle steht“ (MEW 23, S. 94).

Beim Fetischcharakter der Warenwelt lassen sich also zwei Aspekte unterscheiden, die ich als „Verdinglichung“ und „Verselbständigung“ bezeichne. Weil die Gesellschaftlichkeit der Arbeiten durch das Verhältnis der Sachen vermittelt wird, nehmen die Verhältnisse der Menschen in ihren Arbeiten die Form sachlicher Eigenschaften der Arbeitsprodukte an: Die Gesellschaftlichkeit der Arbeit erhält ihren Ausdruck in der Form von Warenwert und Geld (Verdinglichung).<sup>5</sup> Die gesellschaftlichen Eigenschaften der Sachen sind ein Effekt der ökonomischen Praxis und werden zur objektiven Voraussetzung

---

<sup>5</sup> „Es ist ferner schon in der Ware eingeschlossen, und noch mehr in der Ware als Produkt des Kapitals, die Verdinglichung der gesellschaftlichen Produktionsbestimmungen und die Versubjektivierung der materiellen Grundlagen der Produktion, welche die ganze kapitalistische Produktionsweise charakterisiert“ (MEW 25, S. 887). Die „Versubjektivierung“ deute ich als Aspekt der Verselbständigung.



für das Handeln des einzelnen. Indem die gesellschaftlichen Produkte der Menschen eine soziale Regulierungsfunktion übernehmen, entwickeln sie eine Eigengesetzlichkeit, der die Subjekte sich unterordnen.<sup>6</sup> Ihre eigene gesellschaftliche Bewegung hat für sie die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren, die Form von Preisbewegungen und wechselnden Marktlagen, an die sie ihre Entscheidungen anpassen müssen und die für einige von ihnen den Ruin bedeuten können (Verselbständigung). Die Handlungsmöglichkeiten und Handlungsergebnisse der ökonomischen Agenten werden abhängig von den Konjunkturen des Weltmarkts, der Bewegung der Marktpreise, den Perioden des Kredits, den Zyklen der Industrie und des Handels, der Abwechslung von Prosperität und Krise (MEW 25, S. 839). Sie lassen ihr Handeln von Notwendigkeiten bestimmen, die ihrer Kontrolle entzogen sind, obgleich sie durch ihren eigenen Verkehr in Kraft gesetzt werden. Sie reproduzieren eine gesellschaftliche Totalität, die ihre eigenen Bewegungsgesetze hat.

Was das konkret bedeutet, wird deutlicher, wenn man der Entwicklung des Kapitalbegriffs folgt. Marx weist nach, dass in der kapitalistischen Gesellschaft ein objektiver Zweck herrscht, den die Handlungen der ökonomischen Agenten verwirklichen müssen (siehe dazu Kuhne, 1995, S. 51–73; Tuschling, 1976, S. 60–78). Dieser vorherrschende Zweck ist die Kapitalakkumulation, die stets erneute Verwandlung von Mehrwert in zusätzliches Kapital, um damit mehr Mehrwert zu produzieren. An der Verwirklichung dieses Zwecks hängt so einiges im gesellschaftlichen Leben, von der Lage der Lohnarbeiter auf dem Arbeitsmarkt bis zu den Steuereinnahmen des Staates. Die Lohnarbeiter verfügen nicht über die Produktionsmittel; sie sind zum Zwecke ihrer materiellen Reproduktion darauf angewiesen, von einem Unternehmen eingestellt zu werden und einen Lohn als Äquivalent des Werts ihrer Arbeitskraft zu erhalten. Sie erhalten ihn nur, wenn ihre Arbeit das Kapital vermehrt; ihre Arbeitsplätze sind dem Zwang der Rentabilität unterworfen. Die Verwirklichung ihres Zwecks ist abhängig von der Verwertung des Einzelkapitals, das ihre Arbeitskraft ausbeutet, und darüber vermittelt von der Verwertung des

---

<sup>6</sup> „Die Menschen haben die Produkte gemacht. Aber indem sie die Produkte austauschen, machen sich die Produkte selbständig und rufen durch ihre Bewegung die Gesetzmäßigkeiten hervor, die dann rückwirkend das Machen neuer Produkte steuern. Das heißt an den Produkten entfaltet sich eine Macht über ihre Macher; sie kommandiert das Machen, allerdings immer erst nachträglich. Diese Macht der Machwerke über die Machenden bezeichnet den Fetischcharakter. [...] Von Marx auf die Ware angewandt, bezeichnet der Begriff Fetischcharakter im Kern nichts anderes als diesen folgenreichen Sachverhalt, daß bloßen Dingen soziale Regulierungsfunktion zukommt, daß die Produzenten ihre Gesellschaftlichkeit abtreten an die Waren“ (Haug, 1987, S. 167f).

Gesamtkapitals der Gesellschaft.<sup>7</sup> Die Kapitalverwertung wiederum geht nicht in den subjektiven Zwecken einzelner Kapitalisten auf. Es herrschen die Zwangsgesetze der Konkurrenz – die Notwendigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise setzen sich als äußerer Zwang, den die Unternehmen aufeinander ausüben, durch. Um dauerhaft Erfolg zu haben, muss das Einzelkapital möglichst viel Mehrwert aneignen und einen möglichst großen Teil davon akkumulieren, den Mehrwert also in stets erweitertem Umfang erneut auslegen, um die Verwertungsbewegung fortzusetzen (MEW 23, S. 618). Das wohl wichtigste Gesetz dieser Bewegung ist die fortwährende Umwälzung des Produktionsprozesses, um die Produktivkraft der Arbeit zu erhöhen und so relativen Mehrwert zu erzeugen (MEW 23, S. 331ff). Dieses Gesetz setzt sich durch über das Streben nach Extraprofit, das aus der Konkurrenz erwächst und die Kapitale wiederum voneinander abhängig macht – abhängig von der „Produktion um der Produktion willen“ im gesellschaftlichen Maßstab, der stets erweiterten Produktion neuer, verbesserter Produktionsmittel, die die Produktivkraft der Arbeit steigern (Kuhne, 1995, S. 70ff). Zudem hängt der Effekt des einzelwirtschaftlichen Handelns von der Bewegung des Gesamtkapitals ab, zu der es seinen Teil beiträgt. Das Einzelkapital hat zwar den individuellen Produktionsprozess im Griff, aber nicht die gesellschaftlichen Bedingungen seiner Verwertung; es unterliegt dem Einfluss der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, der Verwertung des Gesamtkapitals, die in der Durchschnittsprofitrate ausgedrückt wird (vgl. MEW 25, S. 207f). Durch Kapitalbewegungen zwischen den Branchen gleichen sich die Profitraten der Tendenz nach aus, so dass Kapitale gleicher Größe im Durchschnitt denselben Profit erzielen, egal in welcher besonderen Sphäre sie angelegt sind. Vermittelt über den Ausgleich der Profitraten verwirklicht sich der besondere Zweck der Verwertung des Einzelkapitals in dem Maße, wie die Handlungen der Einzelnen den objektiven und allgemeinen Zweck der Verwertung des Gesamtkapitals erreichen.

---

<sup>7</sup> „Das in ein Naturgesetz mystifizierte Gesetz der kapitalistischen Akkumulation drückt also in der Tat nur aus, daß ihre Natur jede solche Abnahme im Exploitationsgrad der Arbeit oder jede solche Steigerung des Arbeitspreises ausschließt, welche die stetige Reproduktion des Kapitalverhältnisses und seine Reproduktion auf stets erweiterter Stufenleiter ernsthaft gefährden könnte. Es kann nicht anders sein in einer Produktionsweise, worin der Arbeiter für die Verwertungsbedürfnisse vorhandner Werte, statt umgekehrt der gegenständliche Reichtum für die Entwicklungsbedürfnisse des Arbeiters da ist. Wie der Mensch in der Religion vom Machwerk seines eignen Kopfes, so wird er in der kapitalistischen Produktion vom Machwerk seiner eignen Hand beherrscht“ (MEW 23, S. 649).

Die Reproduktion der Gesellschaft insgesamt hängt vom Fortgang der Kapitalakkumulation ab. Die Bewegungen auf den Waren- und Geldmärkten und die Kapitalrenditen regeln den Lebensprozess der Gesellschaft. Der Akkumulationsprozess entwickelt eine Eigendynamik und weist Tendenzen auf, die sich nicht aus individuellen Motiven erklären lassen, wie den Zwang zur fortlaufenden Steigerung der Produktivkraft der Arbeit, die Rücksichtslosigkeit gegenüber den Arbeitskräften und der Natur, den Druck in Richtung Verlängerung des Arbeitstages oder Intensivierung der Arbeit usw.; eben alle „immanenten Tendenzen des Kapitals“, die sich den Einzelkapitalen gegenüber als Zwangsgesetze der Konkurrenz geltend machen. Auch die Produktion von Arbeitslosigkeit ist hier zu nennen, die Erzeugung einer relativen Überbevölkerung (MEW 23, S. 657ff); ebenso die periodisch durch Überakkumulation von Kapital entstehenden Krisen der Kapitalverwertung. Man kann von einer „Herrschaft der sachlichen Produktionsbedingungen über die Produzenten“ sprechen – dies ist eine weitere Bestimmung der „Verselbständigung der Verhältnisse“ im Kapitalismus<sup>8</sup> – oder von der Unterordnung der Individuen unter „Sachzwänge“, die aus der Form der Vergesellschaftung erwachsen, der Art und Weise, in der sich die Individuen in der kapitalistischen Gesellschaft aufeinander und auf die gegenständlichen Bedingungen ihrer Reproduktion beziehen.<sup>9</sup>

Der Fetischcharakter der Warenwelt ist ein objektives Phänomen der ökonomischen Praxis. Er ist bestimmt als Verdinglichung der gesellschaftlichen Produktionsbestimmungen und Verselbständigung der Verhältnisse gegenüber den Individuen und kann zusammenfassend als „Verkehrung von Subjekt und Objekt“ bezeichnet werden. Diese Verkehrung kennzeichnet die bürgerliche Gesellschaft, in der die gesellschaftlichen Individuen (als Subjekte) von der Bewegung ihrer eigenen Produkte (den Objekten) und damit den unbegriffenen Konsequenzen ihres eigenen Handelns beherrscht werden (vgl. Bader, Berger, Ganßmann & Knesebeck, 1987, S. 143). Verdinglichung und Verselbständigung sind unbeabsichtigte Folgen menschlichen Handelns, die

---

<sup>8</sup> Marx spricht von der Verkehrung von Subjekt und Objekt (MEGA II/4.1, S. 64). Die „lebendige Arbeit“ ist den Zwängen der Kapitalverwertung unterworfen.

<sup>9</sup> Solche „Sachzwänge“ sind nicht mit Notwendigkeiten der Produktion und Verteilung überhaupt zu verwechseln. Es sind die besonderen Notwendigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise, die das Bild bestimmen; sie entstehen auf Grundlage des Privateigentums und der Konkurrenz der vielen Kapitale, wirken also nur solange, wie die Untastbarkeit des Eigentums und dadurch der Vorrang der Kapitalverwertung feststeht. Es ist der Zusammenstoß der in Konkurrenz zueinander verfolgten Privatinteressen, der den einzelnen Akteuren die Erfolgsmaßstäbe und Mittel ihres Geschäfts als „Sachzwang“ aufherrscht.

den Einzelnen als objektive Voraussetzungen ihres Handelns entgentreten. Verbunden mit dem Fetischcharakter der Warenwelt ist der Fetischismus als subjektives Phänomen des Bewusstseins, der Fetischismus derjenigen, die in den bürgerlichen Verhältnissen befangen sind. Die Verbindung zwischen beiden besteht in dem trügerischen Schein der gesellschaftlichen Verhältnisse, dem die fetischistischen Auffassungen verhaftet sind. Um sie zu verstehen ist zunächst der Schein selbst darzustellen.

### **Der trügerische Schein verdinglichter Verhältnisse: Ware, Geld und Einkommen**

Es ist vor allem die Verdinglichung, die fetischistische Auffassungen nahelegt. Im Austausch werden die Waren als Werte gleichgesetzt. Der Wert einer Ware stellt sich im Warenkörper einer zweiten Ware dar, der unmittelbar nichts als Gebrauchswert ist, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigen kann. Die Ware, die als Material des Wertausdrucks dient, die Ware in Äquivalentform, stellt als Ding den Gegenwert der anderen Ware dar, für den diese zu haben ist, und ist deshalb unmittelbar austauschbar mit der anderen Ware. Wenn Dinge auf diese Weise in „gesellschaftliche Verhältnisse“ zueinander gesetzt werden, erhalten sie eine gesellschaftliche Bedeutung, die sie außerhalb dieser Verhältnisse nicht besitzen; zugleich entsteht jedoch der Schein, daß ihnen diese gesellschaftliche Bedeutung „von Natur aus“, als Dingen zukomme. Normalerweise entspringen die Eigenschaften eines Dings nicht aus seinen Verhältnissen zu anderen Dingen, sondern betätigen sich nur darin; und so scheint auch die Ware in Äquivalentform ihre Eigenschaft der unmittelbaren Austauschbarkeit aufgrund ihres dinglichen Charakters zu besitzen. Tatsächlich sind solche gesellschaftlichen Eigenschaften von Sachen ein Effekt des Handelns der Marktteilnehmer, die in bestimmten Produktionsverhältnissen zueinander stehen. Das Verhältnis ihrer Arbeiten zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit schlägt sich im Wert der Waren nieder. Die verschiedenartigen Produkte werden qualitativ gleichgesetzt und quantitativ vergleichbar, sind einander in bestimmten Proportionen gleichwertig und daher austauschbar. „Sobald diese Proportionen zu einer gewissen gewohnheitsmäßigen Festigkeit herangereift sind, scheinen sie aus der Natur der Arbeitsprodukte zu entspringen, so daß z.B. eine Tonne Eisen und 2 Unzen Gold gleichwertig, wie ein Pfund Gold und ein Pfund Eisen trotz ihrer verschiedenen physikalischen und chemischen Eigenschaften gleich schwer sind“ (MEW 23, S. 89). Der Schein ist leicht zu durchschauen: „In der Ware ist diese Mystifikation noch sehr einfach. Es schwebt allen mehr

oder minder vor, daß das Verhältnis der Waren als Tauschwerte vielmehr Verhältnis der Personen zu ihrer wechselseitigen produktiven Tätigkeit ist. In höheren Produktionsverhältnissen verschwindet dieser Schein der Einfachheit“ (MEW 13, S. 22).

Schon bei der Geldform wird es komplizierter. „Das Rätsel des Geldfetischs ist [...] das sichtbar gewordene, die Augen blendende Rätsel des Warenfetischs“ (MEW 23, S. 108). Ob als Geldware oder staatlich garantiertes Zentralbankgeld, in seiner Rolle als allgemeines Äquivalent, das unmittelbar austauschbar ist gegen alle Waren, gilt das Geld als selbständige Gestalt des Werts, des abstrakten, getrennt von der Brauchbarkeit der Waren gültigen Reichtums. Im Falle der Geldware verkörpert das Gold, eine besondere Warenart neben anderen, zugleich den allgemeinen Charakter der Waren als Wertgegenstände, abstrakt menschliche Arbeit darzustellen und allgemeinen Zugriff auf Arbeitsprodukte zu ermöglichen; es ist die allgemeine Ware, in deren Naturalform die anderen Waren ihren Wert darstellen. Diesen Charakter erwirbt das Gold naturwüchsig, also ungeplant, durch die Praxis des Warenaustauschs. Was Resultat des wirtschaftlichen Handelns ist, wird zu dessen fertiger Voraussetzung. „Eine Ware scheint nicht erst Geld zu werden, weil die anderen Waren allseitig ihre Werte in ihr darstellen, sondern sie scheinen umgekehrt allgemein ihre Werte in ihr darzustellen, weil sie Geld ist. Die vermittelnde Bewegung verschwindet in ihrem eignen Resultat und läßt keine Spur zurück. Ohne ihr Zutun finden die Waren ihre eigne Wertgestalt fertig vor als einen außer und neben ihnen existierenden Warenkörper. Diese Dinge, Gold und Silber, wie sie aus den Eingeweiden der Erde herauskommen, sind zugleich die unmittelbare Inkarnation aller menschlichen Arbeit. Daher die Magie des Geldes“ (MEW 23, S. 107f). Der Geldcharakter des Goldes ist „bloße Erscheinungsform dahinter versteckter menschlicher Verhältnisse“ (ebd., S. 105), der Verhältnisse der Warenproduzenten, die es notwendig machen, dass eine Sache die Rolle des allgemeinen Äquivalents übernimmt. Dies bleibt jedoch unsichtbar, wenn man das Goldstück vor Augen hat, weil die Vermittlung nicht bewusst vollzogen wird. Bewusst ist den Warenbesitzern zunächst das Resultat des Prozesses, die unmittelbare Austauschbarkeit des Goldes gegen alle anderen Waren.

Worin besteht also der rätselhafte, mystifizierende Charakter von Ware und Geld, der falsche Auffassungen nahelegt? Es ist jedem klar, dass der Wert – der als Verkäuflichkeit der Waren und als Kaufkraft des Geldes erscheint – keine natürliche Eigenschaft der Dinge ist wie etwa ihr Gewicht. Jeder weiß auch, dass das Geld eine soziale Institution ist, also aus der Gesellschaft

kommt – dem Austausch, den Märkten – und nicht aus der Natur. Der entgegengesetzte Fehler, das Geld, ein naturwüchsiges Produkt des Austauschs, auf Konvention, Verabredung, Einigung der Austauschenden zurückzuführen, liegt wohl deutlich näher (vgl. MEW 23, S. 105f). Was im Austausch aber nicht erscheint, also den Austauschenden nicht spontan bewusst wird, ist der wesentliche Inhalt, der sich in der Form gesellschaftlicher Eigenschaften von Dingen ausdrückt. Das Gewimmel des Marktes lässt nicht ahnen, dass man die Struktur der Produktion betrachten muss, um das Rätsel des Geldfetischs zu lösen, die besondere Form der Arbeit, die Waren produziert. Dass „Tauschwert eine bestimmte gesellschaftliche Manier ist, die auf ein Ding verwandte Arbeit auszudrücken“ (MEW 23, S. 97), bleibt verborgen hinter den bunten Naturalformen der Waren und dem Glanz des Edelmetalls. Aufgrund der Bedingungen der Warenproduktion (Privateigentum, Arbeitsteilung, nachträgliche Vermittlung des Gesamtzusammenhangs der Produzenten durch den Austausch) erhält die Arbeit eine doppelte gesellschaftliche Bestimmung als konkret-nützliche und abstrakt allgemeine Arbeit. „Das Gehirn der Privatproduzenten spiegelt diesen doppelten gesellschaftlichen Charakter ihrer Privatarbeiten nur wider in den Formen, welche im praktischen Verkehr, im Produktaustausch erscheinen – den gesellschaftlich nützlichen Charakter ihrer Privatarbeiten also in der Form, daß das Arbeitsprodukt nützlich sein muß, und zwar für andere – den gesellschaftlichen Charakter der Gleichheit der verschiedenartigen Arbeiten in der Form des gemeinsamen Wertcharakters dieser materiell verschiedenen Dinge, der Arbeitsprodukte. Die Menschen beziehen also ihre Arbeitsprodukte nicht aufeinander als Werte, weil diese Sachen ihnen als bloß sachliche Hüllen gleichartig menschlicher Arbeit gelten. Umgekehrt. Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es. Es steht daher dem Werte nicht auf der Stirn geschrieben, was er ist“ (MEW 23, S. 88). Versteckt unter der „sachlichen Hülle“ ist das gesellschaftliche Verhältnis – der gesellschaftliche Charakter der Arbeit und das Verhältnis der Privatarbeiten zur Gesamtarbeit. Die Erscheinung macht Täuschung wahrscheinlich, indem sie das Wesen verbirgt. Beim Geld hält Marx dies ausdrücklich fest: „Es ist aber ebendiese fertige Form – die Geldform – der Warenwelt, welche den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten und daher die gesellschaftlichen Verhältnisse der Privatarbeiter sachlich verschleiert, statt sie zu offenbaren“ (MEW 23, S. 90).

Für den praktischen Umgang mit Waren und Geld ist es nicht erforderlich, dass man sich Gedanken macht darüber, was der Wert ist (vgl. MEW 26.3, S. 163). Wenn man es aber dennoch tut, führt einen der Augenschein, der Schluss aus der praktischen Erfahrung auf die Natur der Dinge, nicht zur richtigen Erklärung, zum gesellschaftlichen Verhältnis der Privatproduzenten, sondern zu den Dingen und ihren Eigenschaften, wie sie im Austausch zu Tage treten. Der Wertcharakter, den die Dinge als Träger eines sozialen Verhältnisses in der ökonomischen Praxis erhalten, scheint ihnen als Dingen zuzukommen.<sup>10</sup> Die Eigenschaften, die den Dingen tatsächlich als solchen zukommen, sind ihre stofflichen Eigenschaften, durch die sie menschliche Bedürfnisse befriedigen können. Wenn man in dieser Richtung weiter denkt, gelangt man zu der Annahme, dass der Wert der Waren wohl irgendwie durch ihre Nützlichkeit bestimmt sei.<sup>11</sup> Und da der stoffliche Inhalt des Reichtums in jeder Gesellschaft aus nützlichen Dingen und Leistungen besteht, liegt die zweite Annahme nahe, dass Dinge in jeder Gesellschaft einen Wert haben. In diesem Sinne interpretiert Heinrich (2004) den Warenfetischismus: „Einerseits ist klar, dass ‘Wert’ keine Natureigenschaft der Dinge ist wie Gewicht oder Farbe, es sieht aber (für die Menschen in einer Waren produzierenden Gesellschaft) so aus, als ob Dinge im *gesellschaftlichen* Zusammenhang *automatisch* ‘Wert’ besitzen würden und damit automatisch eigenen Sachgesetzen folgen würden, denen sich die Menschen nur noch unterordnen könnten“ (S. 71). Die Formulierung, dass es so „aussehe“, als sei der Wert der Dinge ein Kennzeichen von Gesellschaft überhaupt, ist nicht korrekt – es geht hier nicht mehr um die verdinglichte Erscheinungsform, sondern um eine Alltagstheorie, die sich auf die Erscheinung stützt – eine Verallgemeinerung dessen, was täglich erfahren wird. Die „Erscheinung“ ist das, was im Alltag erfahren wird, das unmittelbar Gegebene; die Verallgemeinerung der Erscheinung ist etwas anderes, eine gedankliche Verarbeitung des Erfahrenen. Da jeder seine Erfahrungen in bestimmten einzelnen Gesellschaften macht, kann es nicht Gegenstand von Erfahrung sein, dass etwas in allen Gesellschaften so und so sei. Aber die Aussage gibt einen wichtigen Hinweis: Das Gewohnte und Ge-

<sup>10</sup> An diesen Schein halten sich Ökonomen wie Bailey, dessen Ausspruch Marx auf S. 97 zitiert: „Eine Perle oder ein Diamant hat Wert als Perle oder Diamant“. Marx kommentiert: „Bisher hat noch kein Chemiker Tauschwert in Perle oder Diamant entdeckt“ (MEW 23, S. 98) – d.h. entdeckt, durch welche natürlichen Eigenschaften verschiedenartige Dinge in bestimmter Proportion Äquivalente füreinander sind.

<sup>11</sup> Das ist ein häufiger Irrtum. In ihrer jeweiligen Nützlichkeit – *durch* bestimmte Eigenschaften und *für* bestimmte Zwecke – *unterscheiden* sich die Waren; für ihre Komensurabilität ist jedoch eine *Gemeinsamkeit* gesucht. Nützlichkeit „überhaupt“ existiert nicht und hat kein Maß.

wöhnliche gilt erst einmal als selbstverständlich, als etwas, „das eben so ist“. Und da die Alltagserfahrung zwar die gesellschaftlichen Eigenschaften der Dinge zeigt, nicht aber, welche menschlichen Verhältnisse darin zum Ausdruck kommen, kann das, was für die Warenproduktion notwendig ist, als Sachnotwendigkeit von gesellschaftlicher Produktion überhaupt verkannt werden. Es käme dann zu einer „Naturalisierung“ des Sozialen, das als unveränderlich hingenommen wird. Diese Interpretation kann sich auf Textstellen wie die folgende stützen: „Die Formen, welche Arbeitsprodukte zu Waren stempeln und daher der Warenproduktion vorausgesetzt sind, besitzen bereits die Festigkeit von Naturformen des gesellschaftlichen Lebens, bevor die Menschen sich Rechenschaft zu geben suchen nicht über den historischen Charakter dieser Formen, die ihnen vielmehr bereits als unwandelbar gelten, sondern über deren Gehalt“ (MEW 23, S. 89f). Marx hat der „Gewohnheit des täglichen Lebens“ in dieser Frage einige Bedeutung beigemessen (vgl. MEW 13, S. 22). Der Wert selbst gilt als „Naturform des gesellschaftlichen Lebens“, als etwas Selbstverständliches, und die Frage ist nur, wodurch seine Größe bestimmt wird, in welchen Proportionen die Produkte sich austauschen, wieviel fremde Produkte man für das eigene erhalten kann – weil allein dies praktisch interessiert, wenn man die gegebenen Voraussetzungen für sich ausnutzen will.

Waren und Geld sind Dinge, mit denen täglich umgegangen wird, und daher ein Teil des Alltagsbewusstseins und des ökonomischen Denkens. „Derartige Formen bilden eben die Kategorien der bürgerlichen Ökonomie. Es sind gesellschaftlich gültige, also objektive Gedankenformen für die Produktionsverhältnisse dieser historisch bestimmten gesellschaftlichen Produktionsweise, der Warenproduktion“ (MEW 23, S. 90). Solche Kategorien geben das fertige Resultat wieder, aber nicht die vermittelnde Bewegung, die es hervorbringt. Im 17. Kapitel des ersten Bandes des *Kapitals* geht Marx anlässlich der Form des Arbeitslohns erneut auf die objektiven Gedankenformen bzw. Denkformen ein und charakterisiert sie allgemein als „Kategorien für Erscheinungsformen wesentlicher Verhältnisse“ (MEW 23, S. 559). „Übrigens gilt von der Erscheinungsform, ‘Wert und Preis der Arbeit’ oder ‘Arbeitslohn’, im Unterschied zum wesentlichen Verhältnis, welches erscheint, dem Wert und Preis der Arbeitskraft, dasselbe, was von allen Erscheinungsformen und ihrem verborgnen Hintergrund. Die ersteren reproduzieren sich unmittelbar spontan, als gang und gäbe Denkformen, der andre muß durch die Wis-



senschaft erst entdeckt werden“ (ebd., S. 564).<sup>12</sup> Die ökonomischen Formen (Warenform, Geldform, Kapitalform, Lohnform usw.) reproduzieren sich spontan als Denkformen im Alltagsbewusstsein, weil es die Formen sind, in denen täglich gehandelt wird – Formen der Praxis und des Bewusstseins dieser Praxis. Arbeitsverträge werden über Geld und Zeit abgeschlossen, die Lohnzahlung wird pro Stück oder pro Stunde, also praktisch als „Preis der Arbeit“ kalkuliert. Von der Wissenschaft, der klassischen politischen Ökonomie, sagt Marx, sie habe die Kategorie „Preis der Arbeit“ ohne weitere Kritik dem Alltagsleben entlehnt und sich dann gefragt, wie dieser Preis bestimmt werde. Dies führte zu Ungereimtheiten, die Marx auflöst mit dem Nachweis, dass es der Wert der Arbeitskraft ist, um den es der Sache nach geht – Hintergrund der Erscheinung ist die Reproduktion der Arbeiterklasse als eine Klasse, deren Mitglieder stets von neuem dazu gezwungen sind, ihre Arbeitskraft an einen Kapitalisten zu verkaufen. Mit dem Lohn scheint jedoch Arbeit und nicht Arbeitskraft bezahlt zu werden, weil der Arbeiter erst nach getaner Arbeit seinen Lohn erhält, und die Teilung des Arbeitstags in notwendige Arbeit und Mehrarbeit tritt nicht in Erscheinung. Alle Arbeit erscheint als bezahlte Arbeit, auch die Mehrarbeit, die über die zur Reproduktion des Werts der Arbeitskraft notwendige Arbeit hinausgeht und vom Kapital unentgeltlich angeeignet wird (siehe MEW 23, S. 557ff). Das Ausbeutungsverhältnis wird verschleiert, der wesentliche Gehalt wird in der Erscheinungsform verkehrt. Diese verkehrte Erscheinung oder Mystifikation ist nach Marx von zentraler Bedeutung: „Man begreift daher die entscheidende Wichtigkeit der Verwandlung von Wert und Preis der Arbeitskraft in die Form des Arbeitslohns oder in Wert und Preis der Arbeit selbst. Auf dieser Erscheinungsform, die das wirkliche Verhältnis unsichtbar macht und grade sein Gegenteil zeigt, beruhen alle Rechtsvorstellungen des Arbeiters wie des Kapitalisten, alle Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise, alle ihre Freiheitsillusionen, alle apologetischen Flausen der Vulgärökonomie“ (ebd., S. 562).<sup>13</sup>

Zu den „Flausen“ der Vulgärökonomie zählt die „trinitarische Formel“, die ökonomische Dreieinigkeit der Einkommen und ihrer Quellen – man kennt sie als Lehre von den Produktionsfaktoren, aus der eine Einkommenstheorie abgeleitet ist (vgl. Krätke, 2003). In der Kritik dieser Formel gipfelt die

---

<sup>12</sup> Die „Erscheinungsform“ ist das unmittelbar Gegebene (im Sinne dessen, was ohne weitere Untersuchung für die Sache selbst gehalten wird). Siehe Haug (1997).

<sup>13</sup> Marx spricht nicht von einem „Lohnfetisch“, und das hat seinen guten Grund darin, dass es sich bei dieser Mystifikation zwar um eine Verkehrung des wesentlichen Verhältnisses in der Erscheinungsform, nicht aber um Verdinglichung oder Verselbständigung handelt.

Marxsche Darstellung der diversen Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise (zusammenfassend: MEW 25, S. 835ff); sie ergänzt die Darstellung des „objektiven Scheins“ der Warenwelt.

### Die ‚trinitarische Formel‘

Zu der „ungeheuren Warensammlung“, als welche der Reichtum kapitalistischer Gesellschaften erscheint, gehören auch fiktive Waren wie „Arbeit“, Kapital und Boden, die auf besonderen Märkten besondere Preise erzielen und ihren Eigentümern so ein Einkommen verschaffen. „Unter kapitalistischen Verhältnissen kann man sich mittels Kapital, Grundeigentum und Arbeit *einen Teil des jährlichen Produkts als Einkommen aneignen*“ (Heinrich, 2004, S. 182f). Die Einkommen entspringen dem jährlich produzierten Neuwert, also zum einen aus der Lohnsumme, die an die Arbeitenden gezahlt wird, und zum anderen aus dem Mehrwert, der sich in die Formen von Bruttoprofit (Zins und Unternehmensgewinn) und Grundrente teilt. Die Einkommen (oder „Revenuen“, wie Marx sagt) scheinen jedoch aus voneinander unabhängigen Quellen zu fließen; ihr innerer Zusammenhang muss erst durch die Wissenschaft entdeckt werden.<sup>14</sup> In ihrer selbständigen Form werden die Revenuen in der „trinitarischen Formel“ der Ökonomen als drei Gestalten des Reichtums gefasst und auf die vermeintlichen Reichtumsquellen bezogen: Kapital – Profit (Unternehmensgewinn plus Zins), Boden – Grundrente, Arbeit – Arbeitslohn; Kapital bringt Profit bzw. Zins, Boden wirft Grundrente ab und Arbeit schafft Arbeitslohn (zur Kritik dieser irrationalen Formel siehe MEW 25, S. 822–826, 831f; MEGA II/4.2, S. 840–846).<sup>15</sup> Dem liegt zugrunde, dass die Formen der Revenue als Quellen der Wertbildung selbst erscheinen. Wie es dazu kommt, erklärt Marx im 50. Kapitel des dritten Bandes des *Kapitals* (MEW 25, S. 874–883). Allgemein gesprochen liegt es daran, dass im Prozess der kapitalistischen Reproduktion nicht nur die materiellen Produkte, sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse reproduziert werden und alle Resultate des Prozesses beständig als seine Voraussetzungen erscheinen. Krätke (2003) fasst die Konsequenzen zusammen: „Die Struktur der Verteilung, wie sie sich in den selbständigen Revenueformen zeigt, erscheint als Produktions(kosten)struktur, worin Arbeitslöhne, Zinsen, Profite, Grundrenten die

<sup>14</sup> „Die Form der Revenue und die Quellen der Revenue drücken die Verhältnisse der kapitalistischen Produktion in der *fetischartigsten* Form aus. Es ist ihr Dasein, wie es an der Oberfläche scheint, von dem verborgnen Zusammenhang und den vermittelnden Zwischengliedern getrennt“ (MEW 26.3, S. 445).

<sup>15</sup> Der Glaube an die „ökonomische Trinität“ wird von Marx als „Religion des Alltagslebens“ verspottet (MEW 25, S. 838).

Wertgröße bestimmen. [...] Denn als selbständige Revenuen haben diese Wertbestandteile auch selbständige und allgemeine Bewegungen, die von den Bewegungen einzelner Warenpreise auf einzelnen Märkten ganz unabhängig sind. Vielmehr sind es diese allgemeinen Bewegungen der Arbeitslöhne, der Zinsen, der Pachten, die die Durchschnittspreise vieler Waren direkt beeinflussen. Für jeden einzelnen Kapitalisten bildet der Kostpreis seiner Ware eine vorausgesetzte Größe, die durch die für ihn ebenfalls gegebenen, vorausgesetzten Größen des Arbeitslohns, des Zinses, der Pacht bestimmt sind“ (S. 220). In der Alltagstheorie der „Produktionskosten“ erscheint die Preisbildung dementsprechend als Addition der vorgegebenen Preise der Produktionsfaktoren, zu denen der Profit als Aufschlag hinzukommt. Diese Alltagstheorie geht auch in die Lehre von den Produktionsfaktoren Kapital, Boden und Arbeit ein, die als „Inputs“ irgendwie den „Output“ erzeugen und deren „Leistungen“ mit den entsprechenden Wertteilen des Produkts „vergütet“ werden. Nach dieser Auffassung entsprechen die „Faktoreinkommen“ den „Faktorleistungen“; der Preis der Arbeit gilt als identisch mit dem Wert, den die Arbeit erzeugt, und dasselbe wird von den anderen Faktoren angenommen. Hier spielt die Mystifikation der Lohnform mit herein: Es sieht für alle Beteiligten so aus als werde Arbeit bezahlt statt Arbeitskraft, und alle Arbeit erscheint als bezahlte Arbeit, von einigen unbezahlten Überstunden abgesehen. Wenn nun alles „gerecht“ zugeht und die Leistung der Beschäftigten tatsächlich voll entgolten wird, dann, so lässt sich schlussfolgern, entspricht der Wertteil, den der Lohn darstellt, dem durch die Arbeit geschaffenen Wert überhaupt. Der über das Äquivalent des Lohns hinausgehende Wert des Produkts muss dann aus anderen Quellen entspringen, aus den „Leistungen“ der anderen Produktionsfaktoren. Auf diese Art werden Kapital und Boden, die tatsächlich Mittel der Aneignung sind, als Gründe der Entstehung des Neuwerts verkannt.

Die falsche Auffassung, Kapital, Grundeigentum und Arbeit seien drei verschiedene und voneinander unabhängige Quellen des jährlich produzierten Werts, hat ihre Grundlage in den alltäglichen Erscheinungen des kapitalistischen Reproduktionsprozesses. Dieser Zusammenhang wird jedoch von Heinrich (2004) nicht ganz richtig dargestellt, wenn er schreibt: „Für die Produktionsagenten sieht es so aus, als erhalten die Besitzer von Kapital, Grundeigentum und Arbeit im Normalfall als Einkommen genau den Wertteil, den ihr ‘Produktionsfaktor’ dem Produkt an Wert zufügt“ (S. 183). Wie schon beim Wert der Ware schreibt Heinrich hier mit der Formulierung, „es sehe so aus“, eine Schlussfolgerung oder Verallgemeinerung der Produktionsagenten,

eine gedankliche Verarbeitung der Erscheinungen, direkt der Erscheinung selbst zu. Dadurch verschwimmt die Unterscheidung zwischen den Erscheinungsformen wesentlicher Verhältnisse – der Wert der Arbeitskraft erscheint als Preis der Arbeit, die Arbeit als Einkommensquelle des Arbeiters usw. – und den Vorstellungen, die sich die Handelnden darüber machen können oder auch nicht, ihren Alltagstheorien. „Es sieht“ nicht „so aus“ als entsprächen die Faktoreinkommen den Faktorleistungen – das ist eine auf Alltagstheorien gestützte Ideologie der Vulgärökonomie und nicht die einzig mögliche Interpretation, die dem Schein verhaftet bleibt. Statt dessen könnte man auch denken, dass die Arbeitenden im Normalfall nicht ihren „unverkürzten Arbeitsertrag“ erhalten; man könnte eine Art von Ausbeutung am Werk sehen, die darin besteht, dass Leistungen unter Wert gekauft werden. Das wäre auch nicht richtig, aber genauso gut in den Erscheinungen begründet. Es geht hier um eine Erklärung der Wertbildung und der Entstehung von Einkommen – das ist kein Teil der Erscheinungen oder der gesellschaftlich gültigen Denkformen, die ihnen entsprechen. Nach einer solchen Erklärung muss man aktiv suchen; sie ist kein notwendiger Bestandteil des praktischen Handelns. Da die Verhältnisse „verkehrt“ erscheinen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man in die Irre geht – aus der Erscheinung lässt sich aber nicht eindeutig vorhersagen, wo man ankommen wird. Erst im Nachhinein, wenn das fertige Produkt des Denkens vorliegt, kann erklärt werden, wodurch seine Fehler begründet sind. So rekonstruiert Marx die Genese der Lehre von den Produktionsfaktoren (MEW 25, S. 832ff); er legt dar, welche Fehler man machen muss, um sich diese Theorie einleuchten zu lassen.

Als „Produktionsfaktor“ betrachtet, wird die Tätigkeit der Arbeitenden, die ein Produkt erzeugen, indem sie Gegenstände mit Hilfe von Arbeitsmitteln bearbeiten, mit den Dingen gleichgesetzt, die ihnen als Arbeitsmittel oder Standort dienen („Sachkapital“ bzw. Boden). Arbeit, Boden und Kapital gelten gleichermaßen als „Inputs“, die in das Produktionsergebnis „umgewandelt“ werden. Wenn aber die produktive Tätigkeit, die Arbeit selbst, als „Faktor“ gilt, der in die Produktion „eingestellt“ und mit den anderen „Faktoren“ kombiniert wird, dann wird unter Produktion etwas anderes verstanden als der sachliche Zusammenhang von Arbeit, Arbeitsmitteln und Arbeitsgegenständen bei der Herstellung nützlicher Dinge – dann ist unterstellt, dass die Arbeit von den Mitteln und Bedingungen ihrer Verwirklichung durch das Eigentum getrennt ist und erst mit ihnen zusammengeführt werden muss. Es wird als selbstverständlich vorausgesetzt, dass den Arbeitern die gegenständlichen Bedingungen ihrer Arbeit als fremdes Eigentum gegenüberstehen. Arbeit und

Lohnarbeit werden nicht auseinander gehalten; Lohnarbeit gilt als „Naturform des gesellschaftlichen Lebens“. Wer aber Arbeit mit Lohnarbeit verwechselt, der verwechselt auch die Arbeitsmittel mit Kapital und die Natur mit dem Grundeigentum. In dieser Vorstellung fällt die „der Arbeit entfremdete, ihr gegenüber verselbständigte und somit verwandelte Gestalt der Arbeitsbedingungen, worin also die produzierten Produktionsmittel sich in Kapital verwandeln und die Erde in monopolisierte Erde, in Grundeigentum“, ohne weiteres zusammen „mit dem Dasein und der Funktion der produzierten Produktionsmittel und der Erde im Produktionsprozeß überhaupt“ (MEW 25, S. 832). In dieser Auffassung treten Kapital, Grundeigentum und Lohnarbeit einerseits nur ihrer stofflichen Substanz nach auf, als Produktionsmittel, Boden und Arbeitsleistungen; andererseits werden diesen stofflichen Elementen die Bestimmungen zugeschrieben, die sie nur als Träger eines besonderen Produktionsverhältnisses haben. Die Konsequenz: „Rente, Profit und Arbeitslohn scheinen so aus der Rolle herauszuwachsen, die die Erde, die produzierten Produktionsmittel und die Arbeit im einfachen Arbeitsprozeß spielen“ (ebd., S. 834). Die Verwertung des Kapitals wird auf die „Leistungen“ der Produktionselemente im Arbeitsprozess zurückgeführt, statt auf das soziale Verhältnis, das diesen Elementen erst den Charakter von Kapital verleiht. Das historisch und gesellschaftlich Besondere wird durch das überhistorische, stoffliche Allgemeine erklärt. Im Gegenzug gilt das Besondere als allgemeines Kennzeichen von gesellschaftlicher Produktion überhaupt. Die Eigentümlichkeiten der kapitalistischen Produktionsweise werden als sachliche Notwendigkeiten des „Wirtschaftens“ präsentiert und der Gegensatz der sozialen Klassen wird in ein Ergänzungsverhältnis von Vertretern der verschiedenen materiellen Produktionsbedingungen verwandelt.

Die beständige Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Prozess, in dem Resultate beständig in Voraussetzungen und Voraussetzungen in Resultate umschlagen, bewirkt, dass Sachen, z.B. Produktionsmittel, einen gesellschaftlichen Charakter erhalten und gesellschaftliche Verhältnisse als Eigenschaften von Dingen erscheinen, als reelle Möglichkeiten, die mit dem Eigentum an diesen Dingen verbunden sind. Was den Produktionsverhältnissen geschuldet ist, scheint den Dingen selbst zuzukommen, und die „trinitarische Formel“ fasst diesen Schein zusammen. Da die Reproduktion der Verhältnisse nicht bewusst geschieht und die Aneignung und Verteilung des Mehrwerts in diesen Verhältnissen, die wirkliche Vermittlung, in der Praxis nicht als solche erfahren wird, scheint die Rente der Erde und der Profit dem Kapital zu entspringen, nicht aber der Ausbeutung der Arbeitskraft. „Zwi-

schen der verausgabten Arbeit einerseits, Durchschnittsprofit und Rente andererseits scheint keinerlei Zusammenhang zu bestehen: Der Profit hängt (unter normalen Bedingungen) von der Größe des Kapitals ab, egal ob viele oder wenige Arbeitskräfte beschäftigt werden, und die Rente hängt davon ab, welcher und wie viel Boden benutzt wurde“ (Heinrich, 2004, S. 184f). Marx korrigiert damit stillschweigend die einstige Behauptung des Kommunistischen Manifests, die Bourgeoisie habe „an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt“ (MEW 4, S. 465). Der Austausch von Kapital und Arbeitskraft ist zwar ein sachliches Verhältnis, aber die Ausbeutung tritt im entwickelten Kapitalismus keineswegs offen zu Tage. Es ist nicht offensichtlich, woher der gesellschaftliche Reichtum kommt, wer sich wessen Mehrarbeit aneignet, wer sich wie auf wessen Kosten bereichert. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind alles andere als durchsichtig und einfach und müssen deshalb wissenschaftlich erforscht werden. Erst die Wissenschaft hat den „falschen Schein und Trug“ durchsichtig werden lassen (MEW 25, S. 838). Marx würdigt an dieser Stelle die Verdienste der klassischen politischen Ökonomie, die den inneren Zusammenhang der bürgerlichen Produktionsverhältnisse erforscht hat. Er schränkt jedoch ein: „Dennoch bleiben selbst die besten ihrer Wortführer, wie es vom bürgerlichen Standpunkt nicht anders möglich ist, mehr oder weniger in der von ihnen kritisch aufgelösten Welt des Scheins befangen und fallen daher alle mehr oder weniger in Inkonsequenzen, Halbheiten und ungelöste Widersprüche. Es ist dagegen andererseits ebenso natürlich, daß die wirklichen Produktionsagenten in diesen entfremdeten und irrationellen Formen von Kapital – Zins, Boden – Rente, Arbeit – Arbeitslohn sich völlig zu Hause fühlen, denn es sind eben die Gestaltungen des Scheins, in welchem sie sich bewegen und womit sie täglich zu tun haben“ (ebd., S. 838f).

Kapital, Boden und Arbeit sind Einkommensquellen für die Besitzer dieser besonderen „Waren“ und der berechnende Umgang mit Löhnen, Zinsen, Mieten, Pachten gehört zu ihrem Alltag. Mit den entsprechenden Formen des wirtschaftlichen Handelns ist ein Alltagswissen verbunden, das praktisch adäquat ist. Um aber die Irrationalität von Kategorien wie „Wert der Arbeit“, „Wert des Bodens“ oder der „ökonomischen Trinität“ als ganzer zu erkennen, müssten die Akteure über ihr Alltagswissen hinausgehen und sich die Kritik der politischen Ökonomie aneignen. Dies muss Grigat (2007) gegenüber hervorgehoben werden, der in solche Zitate von Marx mehr hinein deutet als darin steckt und sie zu Hinweisen auf einen allgemeinen „Verblendungszusam-

menhang“ überhöht. Er schreibt: „Bei Marx fühlen sich die ökonomischen Charaktermasken, die Personifikationen des konstanten ebenso wie jene des variablen Kapitals, trotz der von ihm eindringlich geschilderten sozialen Katastrophen [...] in den entfremdeten, verdinglichten und fetischisierten Formen so zu Hause ‘wie ein Fisch im Wasser’ (MEW 25, 787) und halluzinieren sich ihre autonome Subjekthaftigkeit“ (S. 116). Das ist eine sehr freie Interpretation. Zunächst einmal personifizieren die Lohnarbeiter die zum Verkauf bestimmte Arbeitskraft, die gegen das variable Kapital ausgetauscht wird (sie sind „Arbeitskräfte“). Sodann geht ihre Individualität oder „Subjekthaftigkeit“ nicht in den Bestimmungen der ökonomischen Charaktermaske auf. Eine Charaktermaske im Sinne von Marx tragen Menschen, wenn sie eine bestimmte Rolle in einem sozialen Verhältnis spielen, in dem sie als Träger von Interessen auftreten (vgl. Haug, 1995), z.B. als Käufer vs. Verkäufer (siehe Haug, 1971, S. 70ff) oder als Arbeiter vs. Kapitalist; ihr Handeln unterliegt dann objektiven Anforderungen, denen sie im Interesse ihres wirtschaftlichen Erfolgs gerecht werden müssen. Was sie tun, ist in diesem Sinn von den Verhältnissen geprägt. An der angeführten Stelle im Kapital ist von der Form Boden - Grundrente die Rede, also vom Grundeigentum als Einkommensquelle. Dass sich die Handelnden in dieser Form „zu Hause fühlen“, heißt: Sie gehen selbstverständlich damit um. Die betreffenden ökonomischen Agenten handeln mit Grundstücken, lassen ihren „Wert“ abschätzen, kalkulieren Pachten und Bodenpreise – und haben keinen praktischen Grund, darüber nachzudenken, wieso ein Stück Natur ein Geldeinkommen abwerfen oder ob Boden, der kein Arbeitsprodukt ist, überhaupt einen Wert haben kann. Sie sind mitsamt ihren ökonomischen Mitteln in Verhältnisse gesetzt, die ohne ihr Wissen und Wollen beständig reproduziert werden. „Die Vermittlungen der irrationellen Formen, worin bestimmte ökonomische Verhältnisse erscheinen und sich praktisch zusammenfassen, gehen die praktischen Träger dieser Verhältnisse in ihrem Handel und Wandel jedoch nichts an; und da sie gewohnt sind, sich darin zu bewegen, findet ihr Verstand nicht im geringsten Anstoß daran“ (MEW 25, S. 787). Selbst mancher Grundstücksmakler soll schon über „soziale Katastrophen“ erschrocken sein; das steht in keiner Beziehung, also auch in keinem Gegensatz dazu, dass er sich in der Form Boden - Grundrente „zu Hause“ fühlt – ein solcher Gegensatz wird in Grigats Formulierung aber unterstellt. Grigats „freier“ Umgang mit dem Marxschen Text ist wohl aus seiner politischen Tendenz zu erklären: Als Vertreter der „Wertkritik“ will er auf eine Absage an das „revolutionäre Subjekt“ des alten Marxismus hinaus und möchte sich dabei auf Marx berufen. So schreibt er: „Marx hat mit seiner

Wertanalyse, mit seiner Kritik des Fetischismus und der Verdinglichung eindrücklich nachgewiesen, daß die Integration der Arbeit in das Kapitalverhältnis bereits im Begriff des Kapitals angelegt ist“ (S. 99). Er meint damit nicht, dass die ausgebeutete Arbeitskraft oder „die Arbeit“ eben einen Pol dieses Verhältnisses bildet, das ohne sie nicht bestünde; nein, er meint, Marx habe mit der Fetischkritik seine eigene „Theorie der proletarischen Revolution“ widerlegt. Das Ausbleiben dieser Revolution sieht Grigat (2007) im Begriff des Kapitals selbst angelegt. In seinem Marx-Kommentar (S. 33 - 87) wird man diesen Nachweis allerdings vergeblich suchen. Im selben Sinne spricht er von der „Klassenbewusstseinstheorie“ (S. 163). Es genügt ihm jedoch nicht, solche Vorstellungen zu kritisieren, die aus der objektiven Klassenlage das revolutionäre Klassenbewusstsein folgern, er will das Fehlen dieses Bewusstseins als notwendig behaupten. Der ökonomistische Determinismus bleibt erhalten und wechselt nur das Vorzeichen.<sup>16</sup>

### Einige Unterscheidungen

Am Ende des ersten Abschnitts war bereits davon die Rede, dass hier unterschieden wird zwischen dem Fetischcharakter von Ware, Geld und Kapital, einem objektiven Phänomen der ökonomischen Praxis, und einem subjektiven Bewusstsein, das darauf bezogen ist. Diese Unterscheidung ist jetzt zu erläutern. Ausgangspunkt ist der terminologische Vorschlag von Erckenbrecht (1976), der schreibt: „Marx hat strikt auf der objektiven Ursache der Mystifikation bestanden und stets hervorgehoben, (...) dass der Fetischismus mit den Waren unlösbar verbunden ist. Er hat aber ebenso deutlich betont, daß es auch einen dazugehörigen Fetischismus der Menschen gibt, speziell der Ökonomen [...] Um begriffliche Klarheit zu schaffen, schlage ich eine terminologische Differenzierung vor: ‘Fetischcharakter’ bezeichnet den objektiven Prozeß und Zustand, ‘Fetischisierung’ das daraus entspringende subjektive Verhalten und Bewußtsein. Fetischcharakter und Fetischisierung ergeben zusammen den Fetischismus, also unter den Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft den ökonomischen Mystizismus“ (S. 87).<sup>17</sup> Wie sinnvoll ist es, den objektiven Prozess und das subjektive Bewusstsein unter den Oberbegriff des „Fetischismus“ oder „ökonomischen Mystizismus“ zu bringen? Zwar können die verdinglichten Erscheinungsformen in einem bestimmten Sinn als „mystifizie-

<sup>16</sup> Die Marxsche Rhetorik im *Kapital* bietet Anknüpfungspunkte für Vorstellungen einer „historischen Mission des Proletariats“ oder der „Unvermeidlichkeit“ der proletarischen Revolution (siehe MEW 23, S. 789ff, und zur Kritik daran Iber, 2005, S. 289f). Um sie zu kritisieren, bedarf es allerdings keiner Fetischanalysen.

<sup>17</sup> Grigat (2007) übernimmt diese Terminologie (S. 71).



rend“ (täuschend, trügerisch) und das Bewusstsein kann dementsprechend als „mystifiziert“ bezeichnet werden; der Ausdruck „Mystizismus“ ist aber auf das Reich der Vorstellung bezogen und damit kaum geeignet, die reale Verselbständigung der Verhältnisse auszudrücken. Es ist auch unklar, ob der Oberbegriff mehr bedeuten kann als den Umstand, dass objektiver Prozess und subjektives Bewusstsein miteinander zusammenhängen. Wenn dieser Oberbegriff aber nicht notwendig ist, dann entfällt der Anlass, den Neologismus „Fetischisierung“ einzuführen und der Ausdruck „Fetischismus“ kann dazu verwendet werden, eine bestimmte Art der Reflexion auf die ökonomischen Formen zu bezeichnen.

Wie Erckenbrecht feststellt, diskutiert Marx zunächst den „Fetischismus der Politischen Ökonomen“ (MEGA II/4.1, S. 59), den „der bürgerlichen Ökonomie eigentümlichen Fetischismus“ (MEW 24, S. 228). Er gebraucht den Ausdruck jedoch nicht in einheitlicher Weise. Bei den Ökonomen bezeichnet er eine fehlerhafte Auffassung, die dem trügerischen Schein der Verhältnisse erliegt. Im Fetischabschnitt des *Kapitals* dagegen wird der Fetischismus mit „dem gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Arbeitsbestimmungen“ identifiziert (MEW 23, S. 97), was entweder die Verdinglichung bezeichnet oder deren Repräsentation in den sozial geteilten Denkformen. Die gesellschaftlichen Eigenschaften von Waren und Geld (ihre Austauschbarkeit bzw. Kaufkraft) und die verselbständigten Preisbewegungen sind den ökonomischen Agenten bewusst – das ist die ideelle Reproduktion des Fetischcharakters der Warenwelt im Alltagsbewusstsein. Nimmt man dies mit den Aussagen über den Fetischismus der Ökonomen zusammen, so spielt der Ausdruck zwischen zwei Bedeutungen hin und her: Er kann die Reproduktion einer trügerischen Erscheinung im Bewusstsein bezeichnen oder die fehlerhafte Auffassung desjenigen, der sich von dieser Erscheinung zu falschen Aussagen über die Natur der Dinge verleiten lässt. Es dient der Klarheit, die beiden Aspekte gedanklich und sprachlich zu unterscheiden. „Fetischismus“ soll im vorliegenden Aufsatz als eine fehlerhafte Auffassung verstanden werden, wie Marx sie den bürgerlichen Ökonomen vorwirft. Die Widerspiegelung der Phänomene im Bewusstsein wird von den „objektiven Gedankenformen“ bezeichnet – den sozial geteilten Denkformen, die integraler Teil des praktischen Handelns sind (Warenform, Geldform, Lohnform, Kapitalform, Zinsform usw.). In diesen Formen werden den Akteuren die sozialen Gegebenheiten als fertige Phänomene bewusst, während die Vermittlungsprozesse, die diese Gegebenheiten hervorbringen, nicht darin enthalten sind. Grigat (2007) will beide Aspekte in eine Formel zwingen, wenn er

schreibt: „Das fetischistische Bewußtsein ist richtiges und falsches zugleich“ (S. 54). Gemeint ist, dass die Erscheinungsformen richtig getroffen, die wesentlichen Inhalte, die „inneren Bewegungsgesetze“ aber verfehlt werden. Grigats Erläuterung ist aber nicht korrekt: „Das fetischistische Bewußtsein ist zugleich ein falscher Ausdruck der inneren Bewegungsgesetze kapitalistischer Warenproduktion und eine richtige Wiedergabe eines falschen Zustands“ (S. 55). Ein Zustand ist keine Aussage; nur in einem normativen Sinn kann gesagt werden, dass er „falsch“, d.h. abzulehnen sei, wie Grigat selbst betont. Darum geht es aber nicht, wenn gesagt wird, dass sich Verhältnisse oder Strukturen in der Erscheinungsform „verkehrt“ darstellen. Erscheinungen (die Aspekte der Wirklichkeit, die von den Handelnden wahrgenommen werden) sind nicht falsch, sondern allenfalls trügerisch (wie eine Fata Morgana); „verkehrt“ kann man sie nennen, wenn sie die richtige Erklärung der Sache erschweren, indem sie Hinweise enthalten, die in die Irre führen.

So gibt die Verdinglichung der Produktionsbestimmungen Anlass zur Konfusion des Stofflichen mit seiner geschichtlich-sozialen Bestimmtheit. *Fetischismus* ist eine fehlerhafte Anschauung, die den besonderen ökonomischen Charakter, den Dinge im gesellschaftlichen Produktionsprozess erhalten, in einen quasi natürlichen, aus der stofflichen Natur der Dinge entspringenden Charakter verwandelt (MEW 24, S. 228; vgl. MEGA II/4.1, S. 73).<sup>18</sup> Die materiellen Eigenschaften der Sachen werden mit ihren gesellschaftlichen Eigenschaften zusammengeworfen, die aus den Produktionsverhältnissen erwachsen. Darin eingeschlossen ist die Vermengung der historischen und sozialen Bestimmtheit der Dinge mit überhistorischen Attributen; die Konfusion allgemeiner und besonderer Bestimmungen gesellschaftlicher Produktion. So kann von Fetischismus gesprochen werden, wenn gesellschaftliche Bestimmungen wie Wert, Geld und Kapital den materiellen Trägern dieser Bestimmungen zugeschrieben werden: wenn z.B. der Wertcharakter der Waren durch ihre natürlichen Eigenschaften bestimmt sein soll oder Dinge im gesellschaftlichen Zusammenhang automatisch Wert haben sollen; wenn Gold per se als Geld gilt, Arbeitsmittel als solche für Kapital gehalten werden, Produktionsmittel einen Ertrag abwerfen sollen usw. (vgl. Dimoulis & Milios, 2000). Die gesellschaftlichen Verhältnisse, die den ökonomischen Eigenschaften zugrun-

<sup>18</sup> Ähnlich heißt es in den *Grundrissen*: „Der grobe Materialismus der Oekonomen, die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse der Menschen und die Bestimmungen, die die Sachen erhalten, als unter diese Verhältnisse subsumiert, als *natürliche Eigenschaften* der Dinge zu betrachten, ist ein ebenso grober Idealismus, ja Fetischismus, der den Dingen gesellschaftliche Beziehungen als ihnen immanente Bestimmungen zuschreibt und sie so mystificiert“ (MEGA II/1.2, S. 567).

de liegen, bleiben dadurch verborgen; Geld und Kapital werden von den Bedingungen ihrer Existenz losgelöst. Der Effekt solcher Ansichten kann anhand der Lehre von den Produktionsfaktoren verdeutlicht werden: Wenn die sozialen Formbestimmungen Lohnarbeit, Kapital und Grundeigentum in der Vorstellung mit den stofflichen Produktionsbedingungen Arbeit, Produktionsmittel und Boden zusammenfallen, werden die sozialen Verhältnisse naturalisiert. Der kapitalistische Arbeitsprozess wird als die am höchsten entwickelte Form dessen betrachtet, was immer schon die gesellschaftliche Produktion der Menschen bestimmt hat; die Eigentümlichkeiten der kapitalistischen Produktionsweise gelten als sachlich begründet, in der Tatsache, dass überhaupt produziert werden soll. Diesen Aspekt betont auch Gröll (1991): „Marx hatte [...] einen Fehler kritisiert, einen Fehler, der darin besteht, dem Schein der Sachgesetzlichkeit, ja Quasi-Natürlichkeit der Produktion und des Austauschs von Waren aufzusitzen und nicht erkannt zu haben, daß die verselbständigten Formen des Warenverkehrs wie Geld, Kapital u.ä. ihren Ursprung in den Handlungen und Verhältnissen von Menschen, Menschengruppen oder Klassen in einer spezifischen und damit auch historisch zu überholenden, der bürgerlichen Gesellschaft haben“ (S. 78).

Die Lehre von den Produktionsfaktoren ist ein Produkt von Ökonomen. Marx hebt jedoch hervor, dass die Lehren der Vulgärökonomie auf Alltagsvorstellungen beruhen: „Die Vulgärökonomien [...] übersetzen in der Tat die Vorstellungen, Motive etc. der in der kapitalistischen Produktion befangenen Träger derselben, in denen sie sich nur in ihrem oberflächlichen Schein reflektiert. Sie übersetzen sie in eine doktrinäre Sprache, aber vom Standpunkt des herrschenden Teils aus, der Kapitalisten, daher nicht naiv und objektiv, sondern apologetisch“ (MEW 26.3, S. 445). Als professionelle Theoretiker und Ideologen (vgl. MEW 23, S. 598) vollbringen diese Ökonomen eine Übersetzungsleistung: Ihre Lehre unterscheidet sich von den gewöhnlichen Vorstellungen durch ihre doktrinäre Form, die Form der Theorie, und ihre apologetische Tendenz: ein Zustand wird gerechtfertigt, eine Praxis und die in ihr verfolgten Zwecke werden als richtig oder unabänderlich dargestellt. Weil sie ihre Erklärungen auf „irrationalen“ Kategorien aufbauen, müssen diese Erklärungen falsch werden. Aufgrund der Fehlerhaftigkeit ihres Inhalts und ihrer apologetischen Funktion können ihre Lehren als Ideologie bezeichnet werden. Die spontanen Vorstellungen der Akteure und die gesellschaftlich gültigen Gedankenformen bilden als solche keine Ideologie; sie zählen lediglich zum Ausgangsmaterial für die systematische Ausarbeitung durch spezialisierte Intellektuelle (vgl. Reitz, 2004; Torrance, 1995).

Mit seiner Kritik des Fetischismus sichert Marx seine Theorie gegen Einwände ab, die sich aus den spontanen Vorstellungen der Akteure über das ökonomische Geschehen und entsprechenden ökonomischen Theorien ergeben: Er weist solche Einwände mit dem Argument zurück, dass sie die Erscheinungsform für die Sache selbst nehmen und Erklärungen auf dieser Basis zu Ungereimtheiten führen. Diskrepanzen zwischen „spontanen Vorstellungen innerhalb bestimmter Praxisformen und der gesellschaftstheoretischen Analyse dieser Praxisformen“ (Haug, 1997, Sp. 818) können auftreten, weil es die Akteure bei ihrem wirtschaftlichen Handeln mit den „Gestaltungen des Scheins“ zu tun haben, mit naturwüchsig konstituierten Erscheinungsformen, in denen die Verhältnisse anders erscheinen als sie sind. Die unmittelbare praktische Erfahrung der Akteure reicht nicht aus, um den gesellschaftlichen Prozess zu erkennen, in dem diese Formen entstehen (Prodoehl, 1983, S. 236). „Die Subjekte sind, da *unmittelbar Agierende, Handelnde*, in den bürgerlichen ökonomischen Geschäften *befangen*. Sie denken, wie sie handeln, ohne den ‘inneren Zusammenhang’ des gesellschaftlichen Geschehens, der nur wissenschaftlicher Erklärung zugänglich ist, zu erkennen. [...] Ihre Befangenheit rührt aus ihrem unmittelbaren wechselseitigen Bezug auf die Konkurrenz und somit auf die Phänomene der *Oberfläche* her wie Angebot und Nachfrage, Verteilung, Austausch, Vertrag, überhaupt *Recht*. Diese Phänomene reproduzieren sich im Denken ‘unmittelbar spontan, als gang und gäbe Denkformen’ [...]. Das heißt nicht, die Handelnden hätten nicht selbst gedacht, aber ihr Denken ist dem Geschehen unmittelbar, wie es sich darstellt, also seiner Außenseite verhaftet“ (Gröll, 1991, S. 89). Wenn die Akteure spontan einen Teil für das Ganze nehmen und die wirklichen Vermittlungen ihrer Praxis- und Lebensformen nicht untersuchen, kommen Fehlurteile über das ökonomische Geschehen und die gesellschaftlichen Verhältnisse zustande. Es kommt hinzu, dass die Individuen praktisch dazu gezwungen sind, „auf die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Existenz positiv als ihre Mittel zu reflektieren“, obgleich „die Nutzung ihrer ökonomischen Mittel von Verhältnissen bestimmt“ wird, „die von ihrem Wissen, Wollen und Tun unabhängig sind“ (Iber, 2005, S. 69). Im instrumentellen Bezug auf die gesellschaftlichen Formen werden diese als Mittel aufgefasst und als gegeben vorausgesetzt, weil das Interesse der Individuen sich darauf richten muss, was sie in ihrer „vorgefundenen Welt“ für sich herausholen können. Dabei ist – auch gegen den objektivistischen Einschlag der Marxschen Bewusstseinsanalysen – darauf zu beharren, dass die Analyse der verkehrten Erscheinungsformen die falschen Vorstellungen nicht als notwendig erweisen kann. „Die *Notwendig-*

keit der Herausbildung und Verfestigung dieser objektiv *möglichen* Denkverkehrung im Alltagsbewußtsein der Individuen läßt sich nur aus der – funktional auf die Erhaltung der individuellen Handlungsfähigkeit bezogenen – subjektiven Notwendigkeit der ideellen Dissonanzreduktion im Alltag erklären“ (Prodoehl, 1983, S. 229). Das heißt: Deutungsmuster, die ideelle Ausdrucksweisen der verkehrt erscheinenden Wirklichkeit sind, werden für den Zweck der Konfliktverminderung und Alltagsstabilisierung genutzt.<sup>19</sup>

Des Weiteren ist zu beachten, dass aus der praktischen Erfahrung der Akteure verschiedene Arten von Alltagswissen entstehen. Mit Torrance (1995, S. 44–49) lassen sich „practical beliefs“, praktische Verallgemeinerungen, von „practico-theoretical beliefs“, Lientheorien, unterscheiden. Praktische Verallgemeinerungen sind Verallgemeinerungen aus der Erfahrung, die für die betreffende Praxis von Bedeutung sind, weil sie benötigt werden, um praktische Probleme zu lösen, also Sach- und Handlungswissen, das durch Erfahrung erworben wird. Sie reflektieren die „Gestaltungen des Scheins“, sind aber praktisch adäquat, d.h. sie ermöglichen ein zweckmäßiges Handeln im Alltag. Die Lientheorien dagegen erfüllen ein allgemeineres Bedürfnis nach Orientierung. Es handelt sich um hausgemachte Erklärungen, die auf Basis der eigenen Erfahrungen Aussagen über den Zusammenhang der Phänomene und die Natur der Dinge treffen. Aus der Unterscheidung ergibt sich folgende Konsequenz: Werden Erscheinungen als Grundlage für praktische Verallgemeinerungen betrachtet, kann man sagen, dass sie nicht mit dem Wesen zusammenfallen oder das Wesen verbergen. Dass sie verkehrt oder trügerisch seien, sollte nur dann gesagt werden, wenn sie als Grundlage für Theorien über die Natur der Dinge in Betracht kommen. Mit der Aussage, das Wesen einer Sache sei verborgen, ist gemeint: Die Tatsachen, die zu ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis notwendig wären, liegen jenseits dessen, was im Alltag erfahrbar und bedeutsam ist; im alltäglichen Bezug auf diese Sache ist kein tieferes Verständnis zu erreichen. Wenn gesagt wird, das Wesen er-

---

<sup>19</sup> Für Hinweise zu den „subjektiven Konstitutionsbedingungen“ des Alltagsbewusstseins siehe Prodoehl (1983). Wenn zu beobachten ist, daß an falschen Vorstellungen hartnäckig festgehalten wird, obwohl besseres Wissen verfügbar wäre, reichen die objektiven Bedingungen zur Erklärung nicht aus und man kommt nicht umhin, nach den subjektiven Gründen der Leute zu fragen, sich bestimmte Ideen einleuchten zu lassen und sich mit anderen Erklärungen gar nicht erst abzugeben. Damit wäre auch die Frage nach der Funktion von Illusionen und Ideologien für die Individuen gestellt, ihrem Stellenwert bei der Bewältigung des Alltags. Als allgemeine These sei formuliert, daß sie es den Ausgebeuteten ermöglichen, die ökonomischen Einrichtungen, auf die sie angewiesen sind, als taugliche Mittel für ihr Leben zu betrachten und ihr Mitmachen in den bürgerlichen Verhältnissen vernünftig und richtig statt bloß unvermeidlich zu finden.

scheine in verkehrter Form, so heißt dies: Die Tatsachen, die für die Alltagserfahrung zutage treten und gut genug für praktische Verallgemeinerungen sind, führen in die Irre, wenn sie dazu verwendet werden, die allgemeine Natur des Phänomens zu erklären. Sie sind nicht trügerisch für rein praktische Zwecke, sondern gerade dann, wenn sich die praktischen Agenten um ein tieferes Verständnis bemühen als es für ihr alltägliches Handeln notwendig wäre. Daraus ergibt sich eine Unterscheidung, die in manchen Kommentaren nicht genug beachtet wird: die Unterscheidung zwischen dem, was die Leute über die Erscheinungen wissen müssen, um in ihrem Handel und Wandel zurechtzukommen, und den Vorstellungen, die sie sich darüber machen können oder auch nicht. „Jeder kann Geld als Geld brauchen, ohne zu wissen, was Geld ist“ (MEW 26.3, S. 163); man kommt ganz gut zurecht, ohne sich um eine Gelderklärung zu bemühen oder sich Gedanken über den Wert zu machen.

Im zweiten Abschnitt wurde anhand des Warenwerts und der Lehre von den Produktionsfaktoren darauf hingewiesen, dass Heinrich (2004) bestimmte Alltagstheorien der Akteure den Erscheinungen selbst zuschreibt. Es ist zu vermuten, dass dies auf einen objektivistischen Einschlag seiner Fetischismusauffassung zurückzuführen ist. So findet sich in seinem Kapitel über den „Fetischismus der bürgerlichen Verhältnisse“ folgende Aussage: „Dem Fetischismus der gesellschaftlichen Verhältnisse unterliegen alle Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft. Dieser Fetischismus schlägt sich in ‘objektiven Gedankenformen’ nieder, welche die Wahrnehmung aller Gesellschaftsmitglieder strukturieren [...] Allerdings ist der Fetischismus auch kein völlig in sich geschlossener Verblendungszusammenhang, aus dem es kein Entrinnen gibt. Er bildet vielmehr einen strukturierenden Hintergrund, der stets vorhanden ist, sich auf die Einzelnen aber unterschiedlich stark auswirkt und aufgrund von Erfahrungen und Reflexion auch durchbrochen werden kann“ (S. 185). Hier kann man das Echo einer deterministischen Bewusstseinstheorie heraushören: „Das Sein (der Fetischismus der gesellschaftlichen Verhältnisse) bestimmt das Bewusstsein (die Wahrnehmung aller Gesellschaftsmitglieder)!“ Die behauptete Wirkung der Verhältnisse auf das Bewusstsein wird jedoch abgeschwächt und eingeschränkt: Das Bewusstsein wird nur „strukturiert“; der Fetischismus bildet einen strukturierenden Hintergrund, der sich auf die einen mehr, die anderen weniger „auswirkt“. Wie kann das sein? Sind die objektiven Denkformen nicht gesellschaftlich gültig und für alle gleich? Der Hintergrund könne aufgrund von Erfahrungen auch „durchbrochen“ werden. Aber welche Erfahrungen könnten das sein und warum werden sie nicht im

Sinne des Hintergrundes interpretiert? Hier wäre einiges zu erklären. Man kann die Schwierigkeiten, die dabei zu lösen wären, vermeiden, indem man den Determinationsgedanken aufgibt, statt ihn bloß abzuschwächen. Kein Gegenstand bestimmt, was man über ihn denkt. Zwischen den gesellschaftlich gültigen Denkformen und den falschen Lagentheorien über die Natur der Dinge liegt der eine oder andere gedankliche Zwischenschritt – der „objektive Schein“ ist nur der Ausgangspunkt des Denkens.

Von einer „Strukturierung“ kann in Bezug auf die Erkenntnistätigkeit geredet werden: es geht um praktische Erkenntnisbarrieren, die aber überwindbar sind. Das Problem besteht darin, dass Klassenverhältnisse und Ausbeutung nicht offen zu Tage treten. Wenn man seine Erklärungen nur auf die Tatsachen stützt, die man im Alltag erfahren hat, kann man leicht in die Irre gehen – dann nämlich, wenn man die Erscheinungsform als ihre eigene Erklärung nimmt und unmittelbar auf die Natur der Dinge schließt, ohne die wirklichen Vermittlungen zu untersuchen. So ist die Kategorie „Preis der Arbeit“ (ein bestimmtes Quantum Geld für ein bestimmtes Quantum Arbeit) gesellschaftlich gültig (vgl. MEW 23, S. 563f); sie entspricht einer Praxis, in der die Lohnzahlung nach Stück oder Stunde berechnet wird (siehe auch Iber, 2005). Die Praxis selbst legt die Erklärung nahe, es gehe beim Lohn um das „Äquivalent“ für die „Leistung“ des einzelnen. Ein solches Äquivalent kann es jedoch nicht geben, da die Arbeit zwar die Substanz des Werts ist, selbst aber keinen Wert hat. An der Arbeit existiert kein objektives Maß für den Lohn; das Verhältnis Geld gegen Arbeit kann kein „gerechter Tausch“ sein. Die Kapitale würden die Arbeitskräfte auch nicht einstellen, wenn deren Arbeit ihnen nicht mehr einbrächte als sie kostet. Was sie tatsächlich kaufen, ist das Verfügungsrecht über die Arbeitskraft; und damit verfügen sie auch über die Möglichkeit, die Arbeitsbedingungen so einzurichten, dass Mehrarbeit geleistet wird. In der Form des Arbeitslohns weist jedoch wenig darauf hin, dass sich das Verhältnis von Kapital und Arbeitskraft grundsätzlich vom Austausch zwischen anderen Warenbesitzern unterscheidet. Dass der Lohn nur die Form ist, die es den Kapitalen ermöglicht, sich unentgeltlich Mehrarbeit anzueignen, ist nicht offensichtlich; auch nicht, dass der Wert der Arbeitskraft ins Spiel kommt, also ein gesellschaftlicher Prozess, die Reproduktion der Arbeiterklasse. Nimmt man die Erscheinung als Erklärung ihrer selbst und glaubt etwa, der Lohn sei als „Entgelt für individuelle Leistung“ und Einkommensquelle des Arbeiters (Mittel seiner individuellen Reproduktion) schon hinreichend bestimmt, dann macht man sich falsche Vorstellungen. Es kommt hin-

zu, dass über kritische, umkämpfte Sachverhalte mehr Ideologien im Umlauf sind als richtige Erklärungen.

Erkenntnis ist niemals ein Produkt des „gesellschaftlichen Seins“, sondern stets eine Tätigkeit der Subjekte, die sich den Dingen aktiv zuwenden. Dass sie in den bürgerlichen Verhältnissen befangen bleiben, ist nicht zwangsläufig. Die Schwierigkeiten, auf die sie in der Praxis stoßen, können zum Anlaß werden, dass sie ihr gewohntes Tun und die Gedanken, die es begleiten, in Frage stellen und auf dem Umweg des Lernens und Nachdenkens versuchen, ihr Handeln auf eine neue Grundlage zu stellen. Es besteht immer die Möglichkeit, dass sie von den praktischen Sorgen des Alltags für eine Weile Abstand nehmen und Zeit und Denkarbeit für die Suche nach wirklichem Wissen aufwenden. Dass sich diejenigen Subjekte, deren Interessen zur „abhängigen Variable“ der Kapitalverwertung herabgesetzt sind, ihre schlechten Erfahrungen richtig erklären, ist allerdings ebensowenig zwangsläufig – obgleich es praktisch notwendig wäre.

## Literatur

- MEW: Marx, K. & Engels, F. – Werke, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Berlin: Dietz.
- MEGA: Marx, K. & Engels, F. – Gesamtausgabe, seit 1990 hrsg. v. der Internationalen Marx-Engels-Stiftung (Amsterdam). Berlin: Dietz.
- Bader, V. M., Berger, J., Ganßmann, H. & Knesebeck, J. v. d. (1987). Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber (4. Aufl.). Frankfurt/M.: Campus.
- Dimoulis, D. & Milios, J. (2000). Werttheorie, Ideologie und Fetischismus. Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1999, S. 12–56.
- Erckenbrecht, U. (1976). Das Geheimnis des Fetischismus. Grundmotive der Marxschen Erkenntniskritik. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Grigat, S. (2007). Fetisch und Freiheit. Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus. Freiburg: Ça Ira.
- Gröll, J. (1991). Das moralische bürgerliche Subjekt. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Haug, W. F. (1971). Kritik der Warenästhetik. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Haug, W. F. (1987). Vorlesungen zur Einführung ins *Kapital* (4. Aufl.). Hamburg: Argument.
- Haug, W. F. (1995). Charaktermaske. Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 2 (Sp. 435–451). Hamburg: Argument.
- Haug, W. F. (1997). Erscheinung, Erscheinungsform. Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 3 (Sp. 808 - 825). Hamburg: Argument.
- Heinrich, M. (2004). Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Stuttgart: Schmetterling.



- 
- Iber, C. (2005). Grundzüge der Marx'schen Kapitalismustheorie. Berlin: Parerga.
- Krätke, M. (2003). „Hier bricht das Manuskript ab.“ (Engels) Hat das *Kapital* einen Schluss? Teil II. Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 2002, S. 211–261.
- Kuhne, F. (1995). Begriff und Zitat bei Marx. Lüneburg: Zu Klampen.
- Marxhausen, T. (1999). Fetischcharakter der Ware. Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 4 (Sp. 343–354). Hamburg: Argument.
- Prodoehl, H. G. (1983). Theorie des Alltags. Berlin: Duncker & Humblot.
- Reitz, T. (2004). Ideologiekritik. Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 6/I (Sp. 690–717). Hamburg: Argument.
- Torrance, J. (1995). Karl Marx's Theory of Ideas. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tuschling, B. (1976). Rechtsform und Produktionsverhältnisse. Zur materialistischen Theorie des Rechtsstaates. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.

**Autor:** Michael Lindenthal, C 4, 12, 68159 Mannheim.

E-Mail: michael\_lindenthal@gmx.de